

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

Dieses Buch ist der unveränderte Reprint einer älteren Ausgabe.

Erschienen bei FISCHER Digital

© 2016 S. Fischer Verlag GmbH,

Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Printed in Germany

ISBN 978-3-596-31491-1

Fischer

Weitere Informationen finden Sie auf
www.fischerverlage.de.

Lloyd Abbey ist ein kanadischer Schriftsteller und Literaturkritiker; er stammt aus Ontario, hat an der Universität von Toronto studiert und lebt jetzt in Vancouver. Für dieses Buch, seinen ersten Roman, hat er sechs Jahre für intensive Recherchen verwendet.

Die letzten Wale. Ein Gigant der Meere, ein Blauwal, durchpflügt seine Heimatgewässer im Nordatlantik und ruft nach seiner Gefährtin und seinem Kalb, die auf der jahreszeitlichen Wanderung der Wale bereits nach Süden aufgebrochen sind. Gequält von Parasiten, die seine Nieren zerfressen, und halb vergiftet von Schwermetallen, die er mit seiner Nahrung aus dem erheblich verschmutzten Atlantik aufgenommen hat, sieht er einer schwierigen Zukunft entgegen. Als er schließlich selbst die Paarungsgründe der nordatlantischen Wale vor Afrika erreicht, sucht er vergeblich nach seiner Familie.

Über Hunderte von Kilometern trifft sein wütender, schmerz erfüllter Donnerruf unter Wasser eine junge Blauwalkuh im Südatlantik, die einsam und verzweifelt nach einem Partner sucht. Vor Hunderttausenden von Jahren sind die Blauwale durch eiszeitliche Klimaveränderungen in einen nordatlantischen und einen südatlantischen Stamm aufgespalten worden, und nie mehr hat ein Blauwal von der einen oder anderen Seite den Äquator überquert. Um ihre Art zu erhalten, überwinden die beiden Wale diese unsichtbare Grenze und vereinigen sich zur Paarung. Der Blauwal folgt seiner neuen Gefährtin zur Antarktis, aber der jungen Familie und der nachfolgenden Generation drohen immer neue Gefahren durch rücksichtslosen Walfang, zunehmende Umweltverschmutzung, heimtückische Killerwale und die todbringenden Strahlungen im Umkreis des Ozonlochs.

Als sich ein nuklearer Winter von der Nordhalbkugel nach Süden ausbreitet und zu dramatischen Veränderungen sowohl des Klimas als auch innerhalb der Nahrungskette sorgt, scheint das Ende allen Lebens im Ozean besiegelt.

Lloyd Abbey

Die letzten Wale

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Gabriele Herbst

Fischer Taschenbuch Verlag

Deutsche Erstausgabe

**Veröffentlicht im Fischer Taschenbuch Verlag GmbH,
Frankfurt am Main, Mai 1993**

© Fischer Taschenbuch Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1993

Die amerikanische Originalausgabe erschien unter dem Titel

»The Last Whales« bei Grove Weidenfeld, New York

Copyright © 1989 by Lloyd Abbey

Published by arrangement with Grove Weidenfeld,

A Division of Grove Press, Inc., New York

Dieser Ausgabe liegt die vom Autor überarbeitete

Taschenbuchausgabe zugrunde,

die 1991 bei Bantam, London, erschien.

Umschlaggestaltung: Friederike Simmel, Frankfurt am Main

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 3-596-11439-X

Danksagung

Bei der Recherche für und der Niederschrift von *Die letzten Wale* habe ich zahlreiche Quellen zu Rate gezogen. Viele davon waren fachlicher Natur, und ich schulde Experten Dank für die Klärung von Zusammenhängen, mit denen ich allein überfordert war. Unter den Fachleuten, die sich meiner Probleme annahmen, waren Stefani Hewlett vom Aquarium Vancouver, Michael Bigg von der Pacific Biological Station in Nanaimo, British Columbia, und Dale Rice vom US Fisheries Service in Seattle. Diese Einzelnennungen vermitteln keinen Begriff davon, wieviel mir Wissenschaftler, Forscher und Bibliothekare geholfen haben.

Dank schulde ich auch meiner Agentin Nancy Colbert, die durch ihren engagierten Einsatz einen Verlag für mein Manuskript fand, und Walter Bode, meinem Lektor bei Grove Press, dessen Einsichten dem Buch enorme Impulse gaben. *Die letzten Wale* sind dem Andenken meiner Frau Eleanor Isherwood gewidmet, die mich bei der Finanzierung und Recherche unterstützte und die sich über das Erscheinen dieses Buches mehr gefreut hätte als an irgendeiner ihrer eigenen Leistungen.

Kann Leviathan, so lautet die Frage, einer so weltweiten Verfolgung und einer so unbarmherzigen Schlächterei auf die Dauer standhalten? Wird er nicht eines Tages aus den Wassern getilgt sein, wird nicht binnen kurzem der letzte Wal gleich dem letzten Menschen sein letztes Pfeifchen rauchen und sich dann selbst verflüchtigen mit seinem letzten flüchtigen Pfeifenzug?

Herman Melville, *Moby Dick oder Der Wal*
[105. Kapitel]

Kapitel eins

Achthundert Kilometer westlich lag Rio de Janeiro, und in tausendfünfhundert Metern Tiefe ragte die Trinidade-Schwelle auf. Die Blauwalkuh war den ganzen Tag lang südwärts gezogen, der Antarktis entgegen, wo die Wale des Südatlantiks den Sommer verbringen. Jetzt, weit nach Mitternacht, war sie müde, nach einer fast achtzehnstündigen ununterbrochenen Wanderung.

September war spät dafür, daß sich ein Furchenwal noch in der Höhe des zwanzigsten Breitengrads aufhielt. Andere hatten fünftausend Kilometer weiter südlich schon den Polarkreis – die Grenze zwischen den subpolaren und den subtropischen Gewässern – überquert und die Sommerweiden erreicht, in denen Massen von Kleinkrebsen das Wasser zwischen den Eisschollen rötlich färbten, so üppig schwärmten sie. Es waren auch schon einige Walfangschiffe da und warteten auf den Beginn der Jagdsaison, warteten auf den Wal.

Diese Blauwalin war fünfundzwanzig Meter lang und wog hundertdreißig Tonnen, ein Durchschnittswert für das größte Geschöpf, das jemals gelebt hat. Wenn sie ihr Maul zur Nahrungsaufnahme öffnete, bildeten die siebenhundert Hornplatten der Barten an ihrem Oberkiefer ein Sieb von der Größe eines Tennisnetzes, und wenn sie ihre Kiefer weit öffnete, hätte ein Diplodocus, der größte Dinosaurier, in ihr Maul hineinspazieren können.

Trotzdem schrumpfte der Fleischberg verdächtig. Sie wurde immer kantiger und eckiger, weil ihre Speckschicht, ihr Blubber, dahinschmolz. Der Hunger trieb sie südwärts, doch nicht der Hunger allein. Wie bei der buntfüßigen Sturmschwalbe und der arktischen Seeschwalbe, die weit nach Süden zogen, reagierten die Hormone in ihrem Blut auf die Sonne, und das sich verlängernde Tageslicht lockte sie nach Süden. Doch anders als bei den Vögeln bestimmte nicht nur ein blinder Trieb ihre

Wanderung zum Pol. Die Schlächtereien in der Antarktis, die sie hatte mitansehen müssen, hatten sich tief in ihr Gedächtnis eingebrannt. Immer wieder hielt sie deshalb inne.

Einsamkeit zehrte an ihr. Die Blauwale paarten sich in subtropischen oder tropischen Meeren, doch dieses Jahr hatte sie keine anderen Blauwale gesehen. Sie hatte das Locken der Sonne zuerst im Juli verspürt, in Äquatornähe. Der Drang, südwärts zu schwimmen, hatte sich im Lauf der Wochen verstärkt, doch da sie sich nach einer Paarung sehnte, hatte sie ihm nur allmählich nachgegeben und schwamm zudem Richtung Südwesten statt nach Süden, um die Zeit in warmem Wasser auszudehnen. Jetzt, wo die Paarungszeit für Blauwale des Südatlantiks vorüber war, hielt unbefriedigtes Begehren die Walin in mittleren Breiten.

Sie lag im Wasser, ein Auge geschlossen, und bewegte matt ihre Schwanzflosse. Der Vollmond warf ein breites Lichtband genau auf die brasilianische Insel Trindade zu, und über ihrem Kopf wölbte sich das Sternenmeer. Wenn ihr geöffnetes Auge aus dem Wasser kam, sah sie das geisterhafte Leuchten des Oberflächenplanktons auf dem Meer flackern. Seit April hatte sie nicht mehr gefressen, obwohl es überall um sie her von Nahrung nur so wimmelte. An der Oberfläche trieben Ruderfußkrebse, Rippenquallen, Schnecken, Krebslarven, Geschöpfe, die tagsüber unterhalb der Lichtzone schwebten und nachts ihrerseits zur Nahrungssuche nach oben stiegen. Seit der Abenddämmerung hatten sie Pflanzen und einander aufgefressen. Jetzt bildeten sie blasse Proteinwolken für kleinere Fische, die wiederum größere Beutejäger anlockten. Bis zu neunzig Zentimeter lange Makrelen jagten Sardinen, die flüchtend an der Oberfläche kreisten und ihre fünfzehn Zentimeter langen Seiten im Mondlicht glänzen ließen. Die Turbulenzen, die die Schwärme bei ihren plötzlichen Wendungen hervorriefen, trafen das Ohr der Blauwalkuh als dumpfes, niederfrequentes Pochen.

Die Geräusche des Jagens und Fressens verstärkten ih-

ren Hunger. Ihre drei Mägen, im vergangenen September mit Krill vollgestopft, wanden sich schmerzhaft aneinander. Sie tauchte unter und träumte davon, wie der antarktische Krill aus seinen Wintertiefen heraufstieg, ange lockt von der Planktonblüte und der nicht mehr untergehenden Sonne. Die Tierchen maßen kaum mehr als fünf Zentimeter, schwebten schräg, den Kopf zur Oberfläche gerichtet, im Wasser und erzeugten mit ihren ständig strudelnden Beinen Strömungen, die einzellige Pflanzen in ihre Mäuler trugen. Die zappelnden, schwarzäugigen, krabbenähnlichen Kreaturen sammelten sich zu dichten, dreihundert Meter breiten und metertief reichenden Schwärmen, und in ihren Träumen fraß sich die Walin in breiten Schneisen durch die Teppiche knisternden Fleisches. In den antarktischen Futtergründen würde sie ihr Maul öffnen, bis das hereinströmende Wasser ihre Kehlfurchen blähte, die sich von ihrem Unterkiefer bis fast zu ihrem Nabel zogen. In Ruhe lagen sie zusammengefaltet dicht an ihrem Körper an, doch wenn sie sie entfaltete, schwoll der Mundboden zu einem gigantischen Sack an, so daß sie hundert Pfund Nahrung mit einem einzigen Schluck verschlingen konnte. Wenn der Kehlsack völlig gefüllt war, faßte er hundertsechzig Kubikmeter, und im antarktischen Hochsommer dehnte er sich jedesmal auf sein Maximum, wenn die Walin einen Krillschwarm schöpfte. Wenn der Krill im Maul war, zog sie ihre Kehlfurchen zusammen, so daß das Wasser zwischen den Barten herausschoß und der Krill an den borstigen Innenkanten der Barten hängenblieb.

Sie berührte die Barten jetzt mit der Zunge, denn das nagende Hungergefühl machte sich wieder bemerkbar. Sie dachte nicht mehr daran, daß sie sich eigentlich in einem Meeresgebiet befand, das für die Ernährung von Blauwalen nicht geeignet war, und holte seitwärts zu einem Schöpfer aus; in ihre weit geöffneten Kiefer strömte die Suppe aus Plankton und Wasser. Ihre Kehlfurchen blähten sich. Sie zog sie zusammen, so daß das Wasser durch die Barten abfloß. Ihre Zunge beförderte

die Tiere, die sich an den Barten gefangen hatten, hinunter in ihren Schlund, doch es waren nur sehr wenige.

Dieser fade Teelöffel voll konnte ihren geschrumpften Magen kaum füllen, aber sie nahm nichts mehr auf. Die Fransen ihrer Barten, so fein sie auch sein mochten, waren doch zu grob für die meisten dieser winzigen Geschöpfe, von denen viele weniger als einen halben Zentimeter maßen, und diejenigen, die nicht hatten zwischen ihren Barten hindurchschlüpfen können, fühlten sich wie Sandkörner an ihrem Gaumen an. Ein Glattwal mit seinem engmaschigen Filterapparat hätte in diesem Plankton schwelgen können, doch die größeren Barten des Blauwals waren auf mittelgroße Krustentiere eingerichtet. Ein Finnwal oder Seiwal hätte sich an den größeren Geschöpfen gütlich getan, an den Krebsen und Fischen, die massenhaft vor ihren Augen wimmelten, doch durch die Evolution war die Ernährung der Walart, zu der die Kuh gehörte, auf gefährliche Weise spezialisiert worden. Im Lauf der Jahrmillionen war der Blubber der Blauwale so dick geworden, daß sie es nicht mehr nötig hatten, außerhalb ihrer antarktischen Heimat zu weiden, und nun ernährten sich die südatlantischen (und südpazifischen) Blauwale ausschließlich von *Euphausia superba*, antarktischem Krill. Diese Entwicklung hatte sich quasi in die Gene eingegraben, und angesichts der modernen Walfangmethoden war aus dieser Einseitigkeit geradezu ein Verhängnis geworden. Die müde Walkuh, die in drei Metern Tiefe immer noch von Nahrung träumte, wandte ihr linkes Auge nach oben zum Licht. Langsam tauchte sie auf, um zu atmen. Zuerst hob sich ihr Oberkiefer über die Wasseroberfläche und verschwand wieder, dann kam die lange, gebogene Rückenlinie. Viermal tauchte sie auf und blies, sie atmete vier birnenförmige Sprühnebelsäulen – die Walfänger sagten »Blas« – aus, die erste acht Meter hoch, die nächsten drei jeweils niedriger. Die ausströmende Luft verursachte ein Fauchen, das weit übers Meer hallte. Ihre winzige Rückenfinne tauchte auf, dann eine Andeutung der Schwanzflosse – der Fluke –, als sie

wieder hinunterging. Sie befand sich weit östlich vom Kontinentalschelf, doch das Meer über der Trindade-Schwelle war mit tausendfünfhundert Metern Tiefe relativ seicht. Hundert Meter weiter östlich fiel der ebene Boden jäh dreitausend Meter tief zum eigentlichen Meeresboden ab. Sie lauschte. Hier an der Kante der Schwelle wurden die Geräusche des Ozeans an dem Unterwasserabhang entlang nach oben geleitet, so daß die bleistiftgroßen Gehörgangsöffnungen der Walin eine wahre Lärmorgie von Schiffsmotoren und Schiffsschrauben aufgingen. Gelegentlich hörte die Walin Schraubengeräusche aus dem Verkehrslärm in der Umgebung heraus, die ihr die schwimmenden Schlachthäuser und Tran-Kochereien in der Antarktis wieder ins Gedächtnis riefen. Als sie sich im Juli nördlich der Insel Ascension in der Nähe einer vielbefahrenen Route aufgehalten hatte, rauschten nahezu ununterbrochen Schiffe vorbei. Hier gab es manchmal Ruhepausen, doch sogar in ruhigen Zeiten hörte sie das beängstigende Stampfen und Beben der riesigen Handelsschiffe, die nach Rio fuhren oder weiter südlich in die Mündung des Rio de la Plata hinein. Einen Menschen hätten die Erschütterungen vielleicht taub gemacht, doch die Ohren der Walin waren keine hohlen Luftkanäle; durch ihre Gehörgänge zog sich ein festes Band bis in ihre bandförmig umgewandelten Trommelfelle, das die Lautstärke dämpfte und zugleich Geräusche hörbar machte, die ober- und unterhalb der menschlichen Hörschwelle lagen. Die Walin konnte gefahrlos Signale von zweihundert Dezibel aussenden und zugleich ähnliche Impulse empfangen. Ihr Ruf hatte eine tiefere Frequenz als ein Erdbeben und pflanzte sich durch das Wasser über Hunderte von Kilometern und fünfmal schneller als der Schall in der Luft fort. Diese für menschliche Ohren zu tiefen Laute liefen zwischen den Walen hin und her wie ein unterirdisches Radar und unterliefen die eiserne Wand aus Schiffsgeräuschen. Sie war immer auf Horchposten, doch jetzt fingen ihre Ohren nur den Donner von Schiffen auf.

Die Körperfärbung der Walin war ihrem Lebensraum angepaßt; sie hatte zwei Seiten wie der Mond. Ihre wie der Ozean graublau gesprenkelte Oberseite wandte sie der Luft zu, und ihre weißgrau wie das Tageslicht gesprenkelte Bauchseite war vom Wasser her zu sehen. Diese Tarnung, sowie ihre Schnelligkeit und ihre empfindlichen Ohren gewährten ein hohes Maß an Sicherheit, doch sie mußte zum Atmen nach oben kommen, und wenn sie ausatmete, erhob sich ein weithin hörbarer, bis zu neun Metern hoher Strahl aus glitzerndem Nebel wie ein Signalmast. Und jeden Sommer mußte sie nach Süden zum Krill ziehen.

Immerzu hörte sie die Schiffe. Selbst jetzt trieben Dieselschrauben Schlagnetzfisher in nächtliche Schlupfwinkel jenseits des westlichen Horizonts, mit demselben ausdruckslosen Dröhnen wie die Schrauben der Grundschleppnetz-Trawler. Schiffsgeräusche waren beunruhigend, und in den bisher sieben Jahren ihres Lebens hatte die Walin keinen Tag erlebt, keine Möglichkeit gefunden, ihnen zu entrinnen; sie hörten nie auf, sie veränderten sich nur. Der Donner von Passagierschiffen wurde vom Dröhnen von Fischkuttern abgelöst; dieses wiederum wurde vom stetigeren Dröhnen der Walfangschiffe überlagert. Wer die Walschlächtereien überlebte, bekam das tuckernde Pochen der Frachtschiffe zu hören, danach das Summen der U-Boote, das Röhren und den Geruch der Tanker, das Wummern schneller Kreuzfahrtschiffe oder das Beben der gigantischen Flugzeugträger, wenn die Raketen und Bomber starteten. Im Augenblick ihrer Geburt, dreißig Kilometer vor der Äquatorküste Afrikas, waren vorbeiziehende Kreuzfahrtschiffe das erste Geräusch, das sie außerhalb des Mutterleibes hörte. Erst später merkte sie, daß eine Walstimme lauter war und störungsfrei Hunderte von Kilometern weit reichte.

Der Lärm der Schiffe übertönte unzählige Stimmen, doch die Walin hatte gelernt, das Flüstern des Lebens aus dem Schiffsverkehr, der auf ihre Ohren einhämmerte, herauszufiltern. Der Laut, der sie anzog, war tiefer als

alle anderen, eine Art gedämpfter Explosion. Dieser Laut hatte keine Worte. Wasser leitet nur Schall mit niedrigen Frequenzen fast beliebig weit, und derart tiefe Töne übermitteln kaum Information. Die großen Wale konnten bestenfalls »hier bin ich« signalisieren. Im ersten Jahr ihrer Geschlechtsreife sehnte sich die Kuh nach dem Signal eines Bullen. Sie ertrank förmlich in ihrer Einsamkeit; ihre Rufe hallten in der nächtlichen See weithin wider.

Ihre Sehnsucht nach einem Gefährten hielt sie die nächsten beiden Tage an diesem Ort fest. Rastlos kreiste sie umher. Dauernd fuhren Schiffe in Sichtweite vorbei. Der Himmel blieb klar.

Eine dritte Nacht verging. Sie lauschte, bewegte sich im Halbschlaf langsam vorwärts, schlug automatisch, fast ohne es zu merken, mit der Fluke. Gegen Morgen weckte sie etwas auf. Unter dem Schiffslärm drang ein derart tiefes Geräusch zu ihr, daß sie es mehr spürte als hörte, so als ob ein Seebeben die Trindade-Schwelle wie eine Stimmgabel in Schwingungen versetzt hätte. An der Stärke und Frequenz des Lauts konnte sie sogar im Schlaf die Stimme eines großen Bartenwals erkennen, entweder eines Finn- oder eines Blauwals. Würde sie das Geräusch nochmals hören können, bekäme sie einen Eindruck von der Entfernung bis zu diesem Wal. Doch kein zweiter Ruf kam aus der offenen See. Drei Frachter dröhnten ostwärts, und als die Maschinengeräusche verklungen waren, war es auch der Walruf.

Sie drehte sich im Wasser, fragte sich, stellte sich vor, was für ein Wal gerufen hatte. Um zu antworten, zog sie die Muskelwände der Luftsäcke zusammen, die ihren Kopf zwischen Blasloch und Knochen durchzogen. Die Luft, die durch sie und durch ihren Kehlkopf zog, rief ein erdbebenartiges, sehr tiefes Stöhnen hervor, das die Stille erschütterte. Sie hielt inne, während ihr Signal sich in Fünfundsiebzig-Meter-Wellen entfernte, die den Meeresboden erreichten und über Hunderte von Kilometern zwischen Boden und Wasseroberfläche hin- und her-

reflektiert wurden. Sie ließ den Donner ein zweites Mal grollen und lauschte dann nach einer Antwort, doch nichts kam. Entfernter Schiffslärm dämpfte ihre Stimme, und sie glaubte, der Wal, der gerufen hatte, sei wohl zu weit entfernt, als daß er sie sofort hörte.

Sie blies und tauchte ab, ließ die Schwelle hinter sich, fühlte wieder die verzehrende Leidenschaft, die sie in den nördlichen, warmen Wassern festgehalten hatte, bis die Paarungszeit längst vorüber war und die anderen Furchenwale die Reise in ihre gefährliche Heimat angetreten hatten. Ihre Wanderung bisher war zögernd und unsicher gewesen, sie fühlte sich hin- und hergerissen zwischen Hunger, Begehren und Erinnerung an die Wal-fänger; das eine trieb sie mit mäßiger Geschwindigkeit südwärts; das andere hielt sie mit Träumen von einem Gefährten und Furcht vor dem drohenden Gemetzel zurück. Daß endlich ein Bulle auf ihre Rufe geantwortet hatte, gab ihr Hoffnung. Sie ignorierte den instinktiven Drang, nach Süden zu ziehen, ebenso das beharrliche Nagen des Hungers, der jetzt stärker schmerzte als je zuvor, und änderte trotzig die Richtung, eilte mit Höchstgeschwindigkeit nordostwärts und lauschte angestrengt. Mit Anbruch der Dämmerung fühlte sie eine seit neun Wochen anhaltende Spannung von sich abfallen. Doch gerade als sie am äußeren Rand der Schwelle blies, konnte sie Wogen von weit entfernten Stürmen gegen die Küste heranrollen hören. Sie schienen sie zu ermahnen, hier in Sicherheit zu bleiben.

Kapitel zwei

Der größte Blauwal der nördlichen Halbkugel verbrachte den Sommer bei Grönland und überwinterte vor Nordafrika. Die Blauwale der Nordhalbkugel waren im allgemeinen kleiner als die der südlichen, doch dieser Maß von der Schnauzenspitze bis zur Einkerbung in seiner Schwanzfluke dreißig Meter. Seine Größe hob ihn von allen anderen schwimmenden Geschöpfen ab. Sogar vor der Zeit der Waljagd waren Blauwale von dreißig Metern Länge im Norden selten gewesen, und wenn es welche gab, dann waren es Weibchen, weil Kühe, die Junge tragen und säugen, größere Fettvorräte und einen größeren Bauchraum brauchen als ihre Gefährten. Der Dreißig-Meter-Blauwalbulle war ein Naturwunder.

Der riesige Bulle trat in sein zweiundvierzigstes Lebensjahr, und jetzt im August begann er gerade seine Wanderung nach Süden vom Kap Farvel auf Grönland hinunter zum mittelatlantischen Rücken. Vor langer Zeit waren er und seine Gefährtin immer in Sichtweite gezogen, oder zumindest innerhalb einer Wegstrecke von einer Stunde, doch diese Zeiten waren vorbei. Jetzt begannen sie ihre Reise zu unterschiedlichen Zeitpunkten. Dieses Jahr war sie ihm Ende Juli um eine Woche vorausgeeilt, weil sie ihr kränkliches Kalb rasch in tropische Gewässer bringen wollte, wo es nicht mehr vor Kälte zittern würde.

Wäre es nicht um das Kalb gegangen, hätte sie die Wanderung zum ersten Mal seit Jahren an der Seite ihres Gefährten unternommen. Sie sorgte sich um ihn. Mehr als einen Monat lang hatten ihn offensichtlich Schmerzen gepeinigt, obwohl sie keine Wunden in seiner Haut entdecken konnte. Er hatte keine Möglichkeit, ihr den Körperteil zu zeigen, wo der Schmerz an- und abschwoll. In den Wochen vor dem Weg nach Süden war die Kuh wiederholt mit Schnauze und Brustflossen – den Flippfern –